

men und -sitten, Einflüsse in der Keramik – spiegelnde mykenische Komponente in SM II folgte, besitzt nach wie vor zumindest ebenso große Wahrscheinlichkeit. Daß in dieser Zeit die Palaststilamphoren als knossische Prunkgattung von minoischen Töpfern und Vasenmalern gefertigt wurden, muß dazu keineswegs im Widerspruch stehen. Diese Phase hätte gegen 1375 mit dem Untergang des Palastes von Knossos geendet, wobei auch hier die Ursachen offenbleiben. Ein Weiterleben des Palastes danach wäre noch zu diskutieren. Hingewiesen sei hier noch auf zwei neuere Arbeiten zum Thema: H. von Arbin, *Opuscula Atheniensi* 15, 1984, 7ff.; J. Tzedakis, in: D. Musti (Hrsg.), *Le origini dei Greci Dori e mondo egeo* (1985) 201ff.

Die Arbeit insgesamt erweckt einen zwiespältigen Eindruck. Neben einer guten Materialvorlage, gründlicher Analyse des keramischen Fundstoffes und trefflichen Beobachtungen, die durchaus ihren Wert behalten werden, stehen einseitige Beurteilungen, methodisch kaum zu stützende Folgerungen, ein offenkundiges Bestreben, störende Fakten dem vorgefaßten Bilde anzupassen. Berühmte Namen, zur Stützung eigener Deutungen angeführt, mehr oder (öfter) minder illuminierende Zitate, ein flüssiger suggestiver Stil und viel Phantasie können nicht über methodische Mängel, über den für eine derart weitreichende historische Konzeption noch gänzlich unbefriedigenden Forschungs- und Publikationsstand hinwegtäuschen. Weniger wäre hier mehr gewesen. Auf ein gültiges neues Bild der minoischen Kulturentwicklung werden wir wohl noch warten müssen.

Hartmut Matthäus

Katherine Pászthory, Der bronzezeitliche Arm- und Beinschmuck in der Schweiz. Prähistorische Bronzefunde, Abteilung X, Band 3. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1985. ISBN 3-406-09068-0. X, 281 Seiten, 195 Tafeln und 1 Karte.

Der neue Band der PBF-Reihe führt den Leser in die Welt der Westalpen in der Bronzezeit. Der Aufbau der gesamten Arbeit ist typisch für die Reihe: eine kurze Einleitung, anschließend eine umfassende Darstellung des Materials unter Zugrundelegung der typologischen Gliederung mit Angaben über Funktion, Zeitstellung und Verbreitung der einzelnen Typen und Varianten und schließlich eine Zusammenfassung. Nach der Darstellung der Quellenlage (S. 2) wird von der Autorin die Forschungsgeschichte (S. 3–5) in knapper, vielleicht zu sparsamer Form behandelt. Dieser Abschnitt könnte etwas umfassender sein, wenn der Inhalt der angeführten Publikationen näher behandelt und vor allem auf den quantitativen Aspekt der Zunahme von veröffentlichten Quellen eingegangen worden wäre.

Sehr ausgeglichen ist dagegen das Kapitel zur Chronologie (S. 5–14), durch eine Übersichtstabelle (Tab. 1) ergänzt. Das relativ kleine Gebiet der Schweiz gehörte in der Bronzezeit zu drei verschiedenen Kulturprovinzen. Der östliche und der nördliche Teil des Landes zeigen eine mit dem oberen Rhein- und dem oberen Donau-Gebiet verbundene Entwicklung, wodurch das Land dem kulturell führenden Gebiet des Karpatenbeckens nahesteht. Der westliche Teil – das Seengebiet und das obere Rhönetal – bildet eine getrennte, mit Westeuropa verbundene Kulturregion. Aus diesen Gebieten stammt größtenteils das vorgelegte Fundmaterial: jung- und spätbronzezeitliche Funde der Seerandsiedlungen. Der südlich der Alpen gelegene Kanton Tessin ist dagegen geographisch und kulturell mit Nord-Italien verbunden. Eine kurze Charakterisierung der ausgesonderten Phasen scheint vollkommen ausreichend. Dabei wird der Leser auf einige in weiteren Teilen der Arbeit behandelte Schmucktypen verwiesen; dadurch kann er sich eine Groborientierung in der Problematik der Veröffentlichung verschaffen.

Im Katalogteil des Bandes wurde ein umfangreiches Material von mehr als 2250 unterschiedlichen Ringschmuckstücken erfaßt, wovon fast alle abgebildet sind. Im ersten Band dieser Abteilung kam es oft vor, daß bei paarigem Vorkommen mancher Schmuckstücke nur eines von den beiden abgebildet wurde. Die Großzügigkeit und die Beachtung, welche der Verlag und die Redaktion diesem Umstand entgegenbringen, ist ein großer Vorteil des vorliegenden Bandes.

Ein bedeutsames Merkmal der Arbeit ist der Verzicht auf die Einführung einer vollständigen und erschöpfenden typologischen Nomenklatur. Die Anwendung des Begriffes „Typ“ wurde auf Exemplare beschränkt, die in Form und Ornamentik weitgehend nahe verwandt sind und mitunter wahrscheinlich aus einer Werkstatt stammen. Zum Teil wurden die bereits in der Literatur verwendeten Typenbezeichnungen übernommen. In anderen Fällen kommt es vor, daß die Funde einfach in Gruppen zusammengefaßt werden, die nur durch Umschreibung definiert sind. Bei der großen Vielfalt schweizerischer Fundstücke scheint dies ein richtiges Herangehen zu sein. Es ist alles andere als ein Ausdruck für die Ratlosigkeit gegenüber dem überwältigenden Reichtum an Fundmaterial, sondern vielmehr ein Beweis für eine bewußt kritische Stellungnahme. Viel seltener wurden taxonomische Begriffe untergeordneten Ranges, d. h. Varianten oder Abarten, verwendet. Auffallend und verständlich ist das z. B. bei allen Schwierigkeiten mit der Gliederung der längsgerippten Armbänder (S. 39–46).

Die Beobachtungen sind sehr genau und zeugen von einer ausgezeichneten Kenntnis des Originalmaterials. Die Autorin weist auf verschiedene nicht ohne weiteres erkennbare Merkmale hin, so z. B. auf die Asymmetrie der Armbänder vom Typ Saxon (S. 36). Die nur scheinbar wenig ergiebige Feststellung, daß die Endbildung bei ein und demselben Exemplar unterschiedlich ist (S. 66), kann für die Klassifizierung (Frage: welches Merkmal ist distinktiv?), wie auch für die Bestimmung der Funktion eines Schmuckstückes (z. B. Armring oder Ohring?) von entscheidender Bedeutung sein.

Bei der Fundbeschreibung gibt die Autorin Grundmaße und Gewicht an. Es ist allerdings fraglich, ob die detaillierte Beschreibung der Verzierung, z. B. bei Walliser Armblechen (S. 15–17), wirklich unentbehrlich ist. Ebenso überflüssig ist die wiederholte Angabe der Fundumstände: zuerst bei der Darstellung des Fundstücks, dann – manchmal Wort für Wort – bei der Erörterung des betreffenden Types (z. B. Depotfund von Wabern S. 63, dann S. 69, oder Depotfund von Spiez-Obergut S. 73). Wenn wir schon bei Wabern sind, so ist bedenklich, warum bei der Behandlung der Funktion so viel Raum der kultischen Deutung des Depotfundes gewidmet, über die Funktion der Armringe als eventuelle Schmuckstücke dagegen kein einziges Wort verloren wird (S. 69). Sollte daraus etwa zu schließen sein, daß die Ringe mit der Bestimmung als Votivgegenstände hergestellt worden seien?

Als zweifelhaft erscheinen auch manche mit Details verbundene Vorschläge. So fragt es sich z. B. bei Nr. 369 (S. 83), ob wir es in diesem Fall in Anbetracht der unterschiedlichen Verzierung der Endteile nicht etwa mit Fragmenten zweier Exemplare zu tun haben. Ebenso scheint, daß die Fragmente tordierter Ringe (besonders Taf. 46, Nr. 594, 597–598), die dem Typ Morges zugewiesen sind, auch vom Typ Framersheim sein können. Der Erfahrung und Intuition der Autorin kann man wohl vertrauen, wenn das unverzierte Ringfragment Nr. 883 mit Recht dem Typ Cortaillod (S. 155), der Beinring Nr. 1429 jedoch dem Typ Corcelettes (S. 198), und nicht etwa dem Typ Auvernier zugewiesen wurden. Dagegen scheint, daß die Armringe mit dachförmigem Querschnitt (Nr. 141–142 und Nr. 910–911) trotz des unterschiedlichen Fundcharakters und wahrscheinlicher chronologischer Unterschiede doch in eine einzige typologische Gruppe zu stellen sind.

Die Beinringe vom Typ Boiron (S. 200; Taf. 132, 1439–45; Taf. 133, 1446–50) können als eine Variante des Typs Corcelettes angesehen werden, da sie sowohl in ihrer

Verzierung als auch in ihrer Form nicht von zulässigen Vorbildern abweichen. Anhand der Abbildungen ist es schwer, zwischen Armringen vom Typ Vinelz (Nr. 992 – 1054) und denen vom Typ Mörigen (Nr. 1540 – 1698) Unterschiede festzustellen. Sie ergeben sich erst aus der dargestellten Charakteristik: im ersten Fall besteht die Verzierung aus mitgegossenen oder punzierten Strichgruppen (S. 165), im anderen dagegen sind es gegossene (?) Rippen (S. 209). Doch wird auch beim Mörigen-Typ die Punze verwendet (S. 213 Nr. 1624; S. 214 Nr. 1642), und es gibt darüber hinaus stark abgenutzte und zerstörte Exemplare, so daß zweifelhaft scheint, in jedem Fall die Herstellungstechnik treffsicher unterscheiden zu können. Die beiden Typen sollten vielmehr als zwei Varianten zusammengefaßt oder zumindest im Text hintereinander in unmittelbarer Nachbarschaft behandelt werden.

Es sei ferner darauf hingewiesen, daß das selbst bei Annahme einer früheisenzeitlichen Stellung spät datierte Exemplar Nr. 1782 eine Weidenblattform aufweist, die so typisch ist für die frühbronzezeitlichen Epi-Schnurkeramik-Kulturen des westlichen Karpatenraumes. Inwieweit hier nur eine zufällige Ähnlichkeit der Form in Betracht zu ziehen ist, muß wohl bis zur Durchführung einer chemischen Analyse dahingestellt bleiben.

Die hauptsächliche Schwierigkeit bei der genauen Zeitstellung ist damit verbunden, daß das Fundmaterial zu fast 75% aus Siedlungsfunden, Einzelfunden und Stücken ohne Fundortangaben besteht (S. 253). In Ermangelung geschlossener Fundkomplexe liefert die Autorin gelungene Datierungsversuche anhand des Stils und auswärtiger Vergleichsfunde, sowie der Verzierungsmotive an anderen Bronzefundgattungen (z.B. S. 222). Manchmal bezieht sich die Autorin auf die Meinung anderer Forscher. Da dies jedoch auf eine zu lakonische Weise getan wird, ist es dem Leser kaum möglich, den Grund für diesen oder jenen Vorschlag zu erschließen, ohne die in den Anmerkungen zitierte Literatur zu benutzen. So ist z. B. nicht geklärt, warum die Autorin den tordierten Armring von Täuffelen Gerolfingen-Oefeli (Nr. 493) nach Ch. Strahm in die ältere Bronzezeit datiert, obwohl die Fundstelle eine Seerandsiedlung ist und ähnliche Fundstücke eher in die Stufe Binningen (S. 106) gesetzt werden. Dem Scharfsinn und der eigenen Arbeit des Lesers ist es überlassen, ob hier nur herstellungstechnische Unterschiede (echte Torsion und kein Formgußverfahren, wie dies bei den späteren Funden der Fall ist) oder vielleicht noch andere Gründe den Ausschlag gaben.

Bemerkenswert sind auch manche Feststellungen zur Chronologie. Die Funde von Weiningen (Nr. 34 – 35; 42 und 150) haben die meisten Parallelen in der älteren Hügelgräberzeit, dennoch werden sie in den älteren Abschnitt der mittleren Hügelgräberzeit gesetzt (S. 27). An einer anderen Stelle ist wiederum die Rede von einem „späten Abschnitt der älteren Hügelgräberzeit“ (S. 37). Aus dem Abriss der Chronologie (S. 8 – 9) gehen jedoch diese Abschnitte nicht hervor. Ohne auf diese Problematik näher einzugehen, ist es also schwer zu entscheiden, ob wir es im geschilderten Fall mit dem Versuch einer präzisen Datierung „um jeden Preis“ oder aber mit einem Signal für das Bestehen realer Möglichkeiten in diesem Bereich zu tun haben. Bedenken erweckt auch die häufig angewendete Gesamtdatierung unterschiedlicher Funde aus den zerstörten Gräbern desselben Gräberfeldes (z.B. S. 106), wobei stillschweigend angenommen wird, daß bei Anwesenheit gut datierbaren Materials auch kaum datierbare Fundstücke in den angesetzten Zeitrahmen hineingefügt werden können. Leider ist ein derartiges, methodisch nicht ganz richtiges Herangehen zur Zeit wohl der einzig mögliche Ausweg aus dieser Situation.

Die nach wie vor geringe Anzahl von chemischen Analysen (z.B. S. 15) wird für die Archäologie der Bronzezeit noch lange eine Schwachstelle sein. Dennoch wurden von der Autorin interessante Beispiele für die Anwendung der Analysenergebnisse angeführt (z.B. Nr. 983). Die Analyse an der Ringoberfläche erbrachte bei diesem Fund das Vorhandensein von nicht mehr sichtbaren Eisenverbindungen, was eventuell auf die Existenz von Eiseneinlagen schließen läßt (S. 164).

In bezug auf den Vorschlag der Autorin, wonach es, besonders in der westschweizerischen Seenzone, mehrere metallurgische Werkstätten gegeben haben sollte, erscheint die Hypothese, wonach das bleierne Armringfragment von Nyon (Nr. 928) als „Model – möglicherweise zum Guß in Formsand“ gedient haben dürfte, als sehr interessant. Durch genaue Beobachtungen wurde es auch möglich, zwei Arten der Kreispunze zu unterscheiden (S. 186).

Der zeichnerische Teil der Arbeit repräsentiert, wie üblich für die PBF-Reihe, das höchste Niveau. Die äußerst reichen Abbildungen, in denen das Material, vorwiegend schön verzierte Exemplare (Taf. 1–179), aufgeführt ist, bewirken, daß es eine Zumutung von seiten des Lesers wäre, eine größere Anzahl von Abbildungen mit geschlossenen Komplexen zu verlangen, von denen in der Arbeit nur 12 dargestellt sind (Taf. 190–193). Rekonstruierte Verzierungselemente werden in der Beschreibung der Funde mit dem Vermerk „zeichnerisch ergänzt“ offen zugegeben. Nur äußerst selten sind manche Ungenauigkeiten oder Inkonsequenzen festzustellen. So ist z.B. das Ornament bei einigen Walliser Blechen als „kreuzschraffiert“ beschrieben (S. 16–17), wohingegen die Abbildungen die Verwendung einer Punze mit rhombischer Schneide nahelegen (Felder zwischen den sich kreuzenden Linien sind so schattiert, daß sie konkav aussehen; Taf. 3,11–13; 4,18). Bei Exemplar Nr. 241 weiß man nicht recht, wie das Ornamentfragment dem gesamten Bild anzupassen ist. Einige Zeichnungen weisen gewisse Unzulänglichkeiten auf: falsch gezeichnete Aufsicht (Taf. 153,1715), fehlerhaft gezeichnetes Ornament (Taf. 155,1733, versehentlich mit Nr. 1730 verbunden), falsche Markierung des Querschnittes in der Ringmitte (Taf. 28,336.338) und unterschiedliche Markierung der Querschnitte an den Endteilen (z.B. Taf. 54,724; 55,736.747). Das Exemplar Nr. 71 soll „alternierend gekerbt“ sein (S. 39): dies geht aber nicht aus der Zeichnung hervor (Taf. 10,71). Nicht immer ist es dem Leser möglich, anhand einer Zeichnung die im Text beschriebenen Beschädigungen oder die Reparaturweise derselben zu erschließen (z.B. S. 189; Taf. 111,1288). Bei Zeichnungen von Rasiermessern (Taf. 131,1422–26) wäre es sehr angebracht, die Querschnitte einzutragen.

Das letzte Kapitel (S. 253–258) stellt eine kurze, doch sehr interessante Zusammenfassung dar. Behandelt werden hier die einzelnen Fundarten sowie die Herstellungstechnik, Verzierung und Funktion der Schmuckstücke. Eine interessante Ergänzung bildet Taf. 194, in der die Häufigkeit der Armringformen in Seerandsiedlungen dargestellt ist. Von großer Wichtigkeit sind auch Bemerkungen über die Änderungen der Trachtsitte; zuerst wurden vorwiegend Armringe getragen, später gelangten Beinringe zu wachsender Bedeutung. In Gebrauch waren umfangreiche Sätze von in abgestuften Größen hergestellten Beinringen, deren Reihenfolge im Satz durch Schlagmarken gekennzeichnet wurde (S. 254). Die Autorin erfaßt sehr gewissenhaft alle Exemplare mit Abnutzungsspuren, aus denen auf die Nutzungsweise und -dauer geschlossen werden kann. Das Vorkommen von Schlagmarken wird immer in der Beschreibung verzeichnet.

Zum Schluß bietet die Autorin eine umfassende chronologische Übersicht über die Entwicklung von Arm- und Beinschmuck im Licht des rhythmischen Wechsels im Bereich der Trachtsitte der einzelnen schweizerischen Kulturgebiete. Veranschaulicht wird dies auf hervorragende Weise in Karten (Taf. 182–189) sowie in einer chronologischen Tafel von Arm- und Beinschmuckformen (Taf. 195).

Wojciech Blajer
Instytut Archeologii
Uniwersytet Jagielloński